

Die Geschichte der evangelischen rätoromanischen Bibelübersetzungen [Schluss]

Autor(en): **Frigg, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte,
Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1958)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-397818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜNDNER MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT
FÜR BÜNDNERISCHE GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE
HERAUSGEGEBEN VON DR. RUD. O. TÖNJACHEN

Die Geschichte der evangelischen rätoromanischen Bibelübersetzungen

Von Pfr. Dr. Albert Frigg

(Schluß)

B. Surselvische Bibelausgaben

Einleitung

Der Beweis war erbracht worden, daß das Engadinerromanische als Schriftsprache angewendet werden könne und für die Verkündigung der christlichen Botschaft einzigartige Dienste leiste.

Aber wie stand es um die direkte Verkündigung in den Gemeinden und Talschaften der übrigen romanischen Idiome?:

Auch da sollte sich Ähnliches anbahnen wie im Engadin. Auch da mußte, wenn der Geist der Reformation tief genug gewirkt hatte, das Problem der Akkomodation in den Vordergrund gerückt werden; auch da mußte die Volkssprache in Wechselbeziehung zur evangelischen Verkündigung treten.

Und tatsächlich geschah dem so. Wie im Engadin, so läßt es sich nun auch im surselvischen Sprachgebiet verfolgen, daß sich aus der Volkssprache – aus dem Surselvan – eine *vollwertige selbständige Schriftsprache* entwickelte. . . und auch da wieder nur möglich und verwirklicht *im allerengsten Zusammenhang mit der evangelischen direkten Verkündigung!*

Allerdings zeigte sich in der Surselva in der Entwicklung eine bedeutende zeitliche Verschiebung gegenüber dem Gang der Ereignisse im Engadin. Die Reformation schenkte der Surselva noch keine muttersprachliche Bibel.

Welches mochten die Gründe sein, daß man der Akkomodation nicht so früh schon wie im Engadin die notwendige Beachtung schenkte? Es gibt tatsächlich einige Faktoren, die zu erhellen vermögen, weshalb die Surselva erst verhältnismäßig spät zur Bibel in ihrer eigenen Sprache kam:

Wesentlich ist vor allem die Tatsache, daß ein großer Teil der Prädikanten in den Rheintälern *Engadiner* waren. Gepredigt wurde im Vorder- und Hinterrheintal seit der Reformationszeit romanisch; aber oft waren es eben ladinische Predigten. Erst allmählich lernten die zugewanderten engadiner Prädikanten das Surselvische; und selbst wenn sie es dann in Unterweisung und Predigt anwandten, so blieben ihnen noch der ladinische Katechismus und die ladinische Bibel zur Vorbereitungsarbeit. Ja, sie verbreiteten sogar ladinisches Schrifttum in den Gemeinden der Sur- und Sutselva. Mangelte es hier an schöpferischen Übersetzern, die diesen Tälern ihre muttersprachliche evangelische Literatur geschaffen hätten, so sollten vorderhand wenigstens die ladinischen Werke einen aushelfenden wesentlichen Dienst für die Reformation tun!

Das Engadin hatte sich in tiefstem Glaubenseifer der Reformation zugewandt. Aus derselben innigen protestantischen Haltung schöpfte es die Kraft, dem Ansturm der Gegenreformation zu widerstehen. Und darüberhinaus vermochte es also, einige seiner tüchtigsten Glaubensboten in andere Talschaften zu fruchtbarem Wirken zu entsenden; die Surselva sollte somit ein Boden werden, in den die engadiner Prädikanten wertvollste Saat streuten. Den ersten Versuch unternahm zwar ein anderer:

Daniel Bonifazius, Lehrer in Fürstenau, gab im Jahre 1601 ein gedrucktes Büchlein in Domleschger Idiom heraus: eine Bearbeitung des Katechismus von Johann Pontisella mit Beigabe der Übersetzung einiger Psalmen. Doch fand das Büchlein sehr wenig Anklang. Der entscheidende Anfang erfolgte erst zehn Jahre später durch das einzigartige opus des Stefan Gabriel.

Stefan und Luzi Gabriel

Etwa während der Entstehungszeit der ladinischen Übersetzung des Neuen Testaments durch Gritti (also ungefähr um 1640) war Pfarrer *Stefan Gabriel* im Begriffe, den romanischen Oberländern endlich zu einer Heiligen Schrift in ihrer Sprache zu verhelfen.

Nicht unwesentlich ist die Tatsache, daß Stefan Gabriel aus dem Engadin, aus der Gemeinde Ftan, stammte (sein Geburtsjahr ist unbestimmt). Erstmals übte er das Pfarramt von 1593 bis 1599 in Flims aus. Dort lernte er das Flimser Romanische. Im Jahre 1599 wurde er, «der hochgelehrte Herr Decanus», nach Ilanz berufen.

Sein surselvisches Wirkungsgebiet mußte ihm deutlich genug vor Augen führen, welch große Unterschiedlichkeit im Grunde genommen zwischen seinem engadiner Idiom und der Sprache seiner Gemeinde am Rhein bestand. Wohl ebnete er sich rasch für seine Predigt- und Unterweisungstätigkeit den Pfad zur surselvischen Sprache. Aber er empfand es bald als ein dringendstes Anliegen, dem Volke und schließlich sich selber das biblische, das katechetische und erbauliche evangelische Schrifttum in surselvischer Sprache zu erschließen. Das religiöse Bedürfnis und sein Glaubenseifer trieben ihn an . . . und seine hohe geistige Befähigung mußte ihm Bürge für ein gut Gelingen seiner geplanten Übersetzungsarbeit sein.

Allerdings erlaubte er sich nicht, sogleich ans Schwierigste, an eine Übersetzung des biblischen Textes, heranzutreten. Es galt, zunächst auf bescheidenerer Basis einen Versuch zu unternehmen, den Versuch, ob man die surselvische Sprache überhaupt zur Schriftsprache erheben könne, wie beispielsweise die ladinische. In solcher Blickrichtung verfaßte Gabriel einen Katechismus in romanischer Sprache, den er betitelte: «*Ilg vèr sulaz da pievel giuvan*» (der wahre Trost des jungen Volkes). Das Werk erschien als erstes gedrucktes Schriftstück im Surselvischen im Jahre 1611 bei Genath in Basel; der Katechismus behandelte in den zwei ersten Hauptabschnitten «*Davart la Cardienscha*» und «*Davart las Ovras*» (Vom Glauben und von den Werken) das christliche Glaubens- und Sittenleben; im weitern wurden einige Psalmen, geistliche Lieder und Gebete «*par las baselgias da la Ligia Grischa*» (für die Kirchen des Grauen Bundes) beigefügt.

Die Sprache, die Orthographie, welche Gabriel anwandte, zeigten deutlich, daß der Verfasser sich ans engadiner Idiom anlehnte. Sollte sein Werk deshalb wenig geneigte Aufnahme finden? Ganz im Gegenteil! Die erste surselvische Schrift erregte sehr großes Aufsehen. Begeistert nahm das evangelische Volk den Katechismus entgegen (in späteren Jahren mußte eine Neuauflage der andern folgen, so z. B. 1625, 1649, 1683, 1740, 1769). Aber auch der Gegner verhielt sich nicht still; das opus Gabriels wurde in einer Schrift des katholischen Dr. Adam Nauli («*Anatomia dil Sulaz. Dil Steaffan Gabriel*», Lyon 1618) scharf angegriffen. Gabriel war bereit, Rede und Antwort zu stehen: er veröffentlichte im Jahre 1625 als Replik «*Uenna Stadera|da pasar|quala seig la vera | Cardianscha*» (Eine Waage, womit zu wägen, welches der wahre Glaube sei). Gabriel legte damit eine scharf durchgeführte Symbolik vor (Neuauflagen in den Jahren 1649, 1683, 1740, 1769, jeweils zusammen mit «*Ilg vêr sulaz*»).

Die Abfassung des Katechismus beruhte auf tiefem Glauben und vor allem auch auf dem Pflichtbewußtsein Gabriels, der seiner Gemeinde die wichtigsten Glaubensbegriffe (Unservater, Apostolikum, Dekalog) verbunden mit praktischen Beispielen in tiefgehender Weise nahebringen wollte. Er wußte, daß zu solcher evangelischer Verkündigung nur die Anwendung der Muttersprache in Frage komme. Indem er diesen Weg wählte, schenkte er der Surselva einen Katechismus, der bis ins 19. Jahrhundert größte Beachtung fand.

Die Sprache des Katechismus war einfach und volkstümlich.

Gabriel hatte bereits größere Arbeit in Angriff genommen: eine Übersetzung des Neuen Testaments ins Surselvische. Er starb aber, ohne deren Beendigung erreicht zu haben. Da nahm es sein Sohn und Nachfolger im Amte, *Luci Gabriel*, auf sich, die von seinem Vater begonnene Übersetzungsarbeit der Vollendung entgegenzuführen. Im Jahre 1647 erhielt er von der Synode die Erlaubnis, sein Neues Testament drucken zu lassen.

1648 wurde dann ein opus veröffentlicht, das einzigartige Bedeutung erlangen sollte: «*Ilg Nief | Testament | da | niess Senger | Jesu Christ, | Mess giu en Rumonsch | da la Ligia Grischa*», (erschieden bei Joh. Jakob Genath in Basel).

Nicht nur für das Bündner Oberland, sondern auch für das mittelbündnerische Sprachgebiet wurde dieses Werk Gabriels von größter

Bedeutung. Die späteren surselvischen Bibelausgaben greifen immer wieder auf die Gabrielsche zurück. Die Tatsache, daß die Neuauflagen bis ins 20. Jahrhundert (!) kaum erwähnenswert sind, spricht das deutlichste Werturteil aus.

Die Gabriels hatten das Neue Testament in einer der Surselva allgemein verständlichen, volkstümlichen, konkreten Sprache verfaßt. C. Decurtins schreibt: «Sprache und Orthographie dieser sorgfältigen Übersetzung fanden bei den Protestanten in der Surselva ziemlich allgemeine Annahme» (unrichtigerweise erwähnt er die mittelbündnerischen Gebiete nicht!) (vide: Decurtins C. in: Gröber G., Grundriß der roman. Philologie, II. Bd., III. Abtlg., p. 248). Nicht belanglos sind einige Bemerkungen, welche Gabriel in der «Prefatium» zu seiner Ausgabe von 1648 macht; er schreibt dort u. a.: «Antroquan ussa veits vus ghieu questa scüsa, ca vus antalgias buc la Bibla, ner ilg Testament en Tudesc: ad enten viess languaig seig naginna Bibla, a nagin Testament. Quei ha muvantau mei da metter giu ilg Nief Testament en Rumonsch. Ussa veits vus ilg plai da Deus en viess languaig: uss'ei quella scüsa preida navend da vus. Jou hai faig quint, ch'ünna pli grond'a soingch'ovra possig jou bucca far ca quella.» (Bisher habt ihr diese Entschuldigung gehabt, daß ihr die Bibel und das Testament auf deutsch nicht versteht; und in eurer Sprache gebe es keine Bibel und kein Testament; dies hat mich bewegt, das Neue Testament ins Romanische zu übersetzen. Jetzt habt ihr Gottes Wort in eurer Sprache; jetzt ist euch die Entschuldigung genommen. Ich rechnete damit, daß ich keine größere und heiligere Arbeit als diese leisten könne).

Es waren also wesentliche Überlegungen vom Problem der Akkommodation her, welche Gabriel veranlaßten, das Neue Testament ins Surselvische zu übersetzen. Aber auch ein bedeutendes apologetisches Motiv klang mit; Gabriel äußerte sich darüber selber: «Ilg Papa gi, ca la Bibla... seig ilg pli bien cudisch en tut ilg Mund... Parchei scummond el... da legier quel?... El temma sch'ilg cummin pievel legiss la Bibla, scha vengiss el a ver ca la cardienscha d'ilg Papa, a sês schentaments ean buc en la Bibla». (Der Papst sagt, daß die Bibel das beste Buch auf der ganzen Welt sei. Warum verbietet er, es zu lesen? Er fürchtet, daß, wenn das gewöhnliche Volk die Bibel lesen würde, es erkennen würde, daß der Glaube und die Gebote des Papstes nicht in der Bibel enthalten sind). Gabriel wollte also das Volk

im reformatorischen Sinne zu einer Apologetik führen, welche von der Schrift aus dem Papsttum entgegentritt; es sollte nicht billige Polemik gegen den Katholizismus sein, nicht simple Negation, sondern wohlbegründete Ablehnung des Nicht-Biblischen und Annahme des Biblischen.

Wie gestaltete Gabriel sein Werk?: er übersetzte die Schriften des Neuen Testamentes direkt aus dem Griechischen; daneben aber verwendete er auch den deutschen Text von Johannes Piscator und den italienischen von Johannes Deodatus (Diotati) u. a. , wie er selber im Vorwort anführt.

Bei den Evangelien fügte der Übersetzer – ähnlich wie Bifrun – oft eigene Erklärungen bei.

Gabriel mußte viel schöpferische Arbeit leisten; doch nicht in demselben Ausmaße wie Bifrun. Es standen ihm immerhin mehr Hilfsmittel zur Verfügung als dem Schöpfer der ersten ladinischen Version. . . eben gerade Bifruns Werk selbst im verwandten Ladinischen mußte ja bedeutende erleichternde Dienste tun.

Die Voraussetzungen waren also für Gabriel recht günstig. Aber sie bargen auch Nachteile in sich: angesichts der verschiedenen Vorlagen konnte es doch eher geschehen, daß Gabriel zu viele ladinische, italienische und deutsche Ausdrücke, Worte oder Formulierungen in sein surselvisches Werk übernahm. Tatsächlich war der Übersetzer nicht ganz gefeit gegen diese Gefahr. So ist es begreiflich, daß später eine dahingehende Kritik laut wurde; man fing an, sich an typisch engadinischen (z. B. predgia statt priedi) und deutschen (z. B. zwi-fel, ifer, Feld, Schutz, Wechsel usw.) Wörtern und Satzkonstruktionen zu stoßen.

Allerdings überwog demgegenüber das Positive bei weitem. Gabriel hatte eine volkstümliche Sprache geschrieben, obwohl er sich möglichst strikte ans Original gehalten hatte. Ja, es drängt sich fast ein Vergleich mit den ersten deutschsprachigen Bibelübersetzungen auf; denn dabei erkennt man, welche großartige Leistung Gabriel gelungen war: bei den ersten deutschen Übersetzungen findet sich noch die ausgesprochen schulmäßige Traduktion – Wort um Wort ! – welche das sinngemäße und auch das sprachliche Element des Originals entstellt. Infolge ihrer orthodoxen Gebundenheit hatten jene Übersetzer einen holperigen, verwirrenden und unverständlichen

Text hervorgebracht (hat nicht Luther gerade dieser ungeeigneten Übersetzungen wegen deutlich betont: «*Einfachheit* muß der Schmuck eines solchen Buches sein!» (Luther an Spalatin, 30. März 1522))?). Daß nun Gabriel trotz seiner ebenfalls orthodoxen Einstellung eine flüssige, leichtverständliche Sprache schrieb, verdient ungeschmälerte Beachtung. Selbst O. Carisch, der spätere «Revisor» des Gabrielschen Neuen Testaments, gibt zu: «Zweierlei läßt sich an dieser Übersetzung nicht verkennen, einerseits ernste Bemühung, den Sinn des Originals mit der gewissenhaftesten Treue wiederzugeben; andererseits es auf ganz populäre, auch dem Ungebildeten verständliche Weise zu thun» (Bündnerisches Monatsblatt 1855, Nr. 3, p. 36).

Wie selten ein Übersetzer, könnte Gabriel mit vollem Recht mit Luther sagen: «So halte ich mich in der Bibel an den Sinn.» Sinngemäße Übersetzung war ihm ein bedeutendes Prinzip; er wollte dem Leser nicht einfach Wort an Wort gereiht vorsetzen, wohl aber die Heiligen Schriften in ihrem ganzen Sinne... gekleidet demzufolge in sinngemäße Worte und Sätze der Sprache des Volkes.

Damit aber bildete Gabriel seine und seiner Gemeinde Sprache zur *evangelischen Glaubenssprache!* Er hatte erwiesen, daß das surselvische Idiom schreibbar sei und daß andererseits diese Schriftsprache dem Volke sehr gut vom göttlichen Evangelium zeugen könne. *Mehr* hätte sich niemand wünschen können.

Die Übersetzung des Neuen Testaments von Gabriel fand rasch den Zugang zum Volke; ja, sie erwarb sich höchstes Ansehen. Allerdings verknüpfte sich damit allmählich auch eine Gefährdung, die sonst von keiner rätoromanischen Übersetzung ausgegangen war: man vertraute uneingeengt auf die sprachliche Vollkommenheit und die inhaltliche Unfehlbarkeit (um nicht zu sagen: verbale Inspiration) des Gabrielschen Werkes; nur so konnte diese Übersetzung während zwei Jahrhunderten (!) ihre Zentralstellung unangefochten behaupten; und nur deshalb ließ es sich nicht verhindern, daß man sie sozusagen als die einzige schriftliche Glaubensquelle betrachtete und weder an der Orthographie noch am Inhalt zu rütteln wagte.

Auf ladinischem Boden war die Entwicklung eine andere gewesen: dort folgte schrittweise regelmäßig wieder die Anpassung an die neueren Sprach- und Bibelquellenforschungs-Ergebnisse. Im Surselvischen hingegen errang sich die Gabrielsche Übersetzung eine

derartige Monopol-Stellung, daß schließlich eine Revision doch allzulange ausblieb.

Die Bibla von Chur

Erst einige Jahrzehnte nach Erscheinen des Neuen Testamentes von Gabriel wurde dieses ergänzt durch eine Übersetzung des Alten Testamentes.

In Trin begann der Prädikant Peter *Saluz* (wie Gabriel, ursprünglich ein Engadiner!) mit der Übersetzungsarbeit der ganzen Bibel. Die Pfarrer Mart. Nikolaus *Anosi* (auch er aus dem Engadin, nämlich aus Susch) in Tamins und Christ. *Caminada* in Donath leisteten ihm bedeutende Hilfe.

Der Drucklegung stellten sich große finanzielle Schwierigkeiten entgegen. Besonders P. Saluz erlitt beträchtlichen Schaden. Nach Überwindung der zahlreichen Hindernisse erschien im Jahre 1718 bei Andrea Pfeffer in Chur als schöner Folioband «*La / S. Bibla / Quei ei: / Tut / la Soinchia / Scartira*» (inkl. Apokryphen). Das Neue Testament war dabei eine sozusagen unveränderte Wiedergabe der Gabrielschen Version.

Nun war für die Protestanten des Oberlandes das Pendant zur Schulser Bibel da: ihre Bibla von Chur. (Weitere Auflagen erschienen in Chur im Jahre 1818 und in Frankfurt am Main 1870).

Es kann in diesem Zusammenhange nur kurz darauf hingewiesen werden, daß um 1611/1615 durch Gion Antoni Calvenzano für die katholische Literatur sozusagen eine dritte Schriftsprache, die Surselvische in der Abart der Katholiken, geschaffen wurde. Der konfessionelle Graben vermochte sich somit – und nicht bloß für kurze Dauer! – selbst in die sprachlichen Elemente einzukerben!

Otto Carisch

In den Jahren 1809 und 1820 folgten sich Neuauflagen der Übersetzung des Neuen Testamentes von Gabriel. An der ursprünglichen Fassung aber war höchst wenig geändert. Die Version des ehemaligen Ilanzer Prädikanten galt ja als sozusagen unantastbar. Wohl vernahm man Stimmen, die einer Revision riefen. Aber wer durfte es wagen,

eine neue Version jener gegenüberzustellen, die jahrzehnte- und -hundertlang als unüberbietbar gegolten hatte? Es war Professor Otto Carisch (oder, wie er sich früher schrieb: de Carisch), der ein Neues zu schaffen unternahm.

O. Carisch war am 10. Oktober 1789 in Sarn als Kind unbemittelter Bauersleute geboren worden. Als Primarschüler bereits wurden ihm einzelne biblische Geschichten (jene Hübners) in seiner Muttersprache vertraut, weil der unterweisende Pfarrer diese im Romanischen wiederzugeben pflegte. Es ist nicht unwesentlich, daß Carisch schon in jungen Jahren Religiöses im Gefäß der Muttersprache entgegennehmen durfte. Seine Studien- und Lehrzeiten führten ihn dann auf mannigfaltigen Wegen zur Berührung mit philologischen, theologischen und pädagogischen Fragestellungen. Er holte sich dort ein wertvolles Rüstzeug für namhafte Arbeiten, die er vom Jahre 1848 an veröffentlichte.

1848 erschien sein «*Taschenwörterbuch der rätoromanischen Sprache in Graubünden*». Zu diesem Werke hatte Carisch neben wissenschaftlich bedeutenden Ausdrücken auch zahlreiche im Volke übliche Wörter gesammelt und sie zu einem kleinen Idiotikon der rätoromanischen Mundarten zusammengetragen. Zwar enthielt dieses Buch in Aufbau und Inhalt noch manche Mängel. Aber es bot doch wichtiges Material für spätere philologische Arbeiten. Für Carisch selber konnte diese Wörtersammlung, und vor allem die Beschäftigung mit der Volkssprache, bei seiner späteren Beschäftigung mit der Übersetzung biblischer Schriften nur von bedeutendem Vorteil sein.

Während vieler Jahre hatte Carisch an der Bündner Kantonsschule unterrichtet (Italienisch und Deutsch für romanischsprachige Schüler; Pastoraltheologie, Moral und Pädagogik). Nach dem Rücktritt als Kantonsschullehrer fand er – nach seiner eigenen Aussage – «eine schwere, aber doch erfreuliche Arbeit – für den Abend des Lebens wohl die angenehmste – in der Übersetzung des Neuen Testaments ins oberländer Romanische.»

Welches waren die näheren Beweggründe zur Inangriffnahme einer solchen Übersetzung?

Das Bündner Oberland hatte sich während zweihundert Jahren mit dem Werke Gabriels zufrieden gegeben oder geben müssen. Vielleicht an dieser Version aber konnte auf die Dauer nicht mehr genügen.

Als erstes fiel ins Gewicht, daß ein sehr spürbarer Mangel an Exemplaren des Neuen Testamentes herrschte. Auf den dringenden Ruf nach einer Neuauflage hin hatten sich die Bibelkomitees von Chur und Basel bemüht, endlich eine neue, verbesserte Übersetzung herauszugeben. Noch vor dem Jahre 1850 war deshalb der Antistes *M. Lutta* in Ilanz mit der Besorgung eines revidierten Neuen Testamentes beauftragt worden; doch hatte sich dies als unglückliches Unterfangen erwiesen: Lutta ging zu willkürlich und vor allem zu geschäftserpicht und mit katholisierenden Tendenzen vor; die Drucklegung seines eigenmächtigen Werkes mußte sistiert und die bereits stark aufgelaufenen Kosten vom Churer Bibelkomitee bezahlt werden.

Vor Inangriffnahme einer neuen Übersetzung wollte man nun doch alle Fragen gründlicher prüfen; in diesem Sinne unterbreitete das Bibelkomitee den Pfarrern des Oberlandes die zwei Fragen:

1. Zeigt sich in Ihrer Gemeinde wirklich Mangel an romanischen Neuen Testamenten, und halten Sie eine neue Auflage dieses für Kirche, Schule und Haus so wichtigen Werkes für notwendig oder wünschbar?
2. Haben Sie in der letzten Basler Auflage des romanischen Neuen Testamentes Fehler wahrgenommen, die Sie in einer neuen, falls sie zustande käme, beseitigt wüschten? Welche sind es?

Das Bibelkomitee erhielt auf diese Anfrage wenige Antwortschreiben. Alle aber drückten den Wunsch nach einer neuen und revidierten Auflage aus.

Fand sich jemand, der die schwierige Arbeit übernehmen konnte? Mußte man wieder zu einem Abdruck der Gabrielschen Ausgabe greifen? Letztere Frage war es denn auch, die *Carischs* Eingreifen in diesen Konflikt bewirkte. Er, der sich schon wiederholt um die romanische Literatur verdient gemacht hatte und vor allem auch vom Standpunkt des Katecheten ausging, war überzeugt, daß ein Abdruck des früheren Neuen Testamentes «nicht allein dem Hauptzweck, sondern auch der Sprache selbst gegenüber, als ein kaum verzeihliches Unrecht» zu bezeichnen gewesen wäre, «wie sehr auch einem dieses Romanische als Regel und Norm für unsere Sprache gepriesen wurde».

Während der Unterhandlungen über die Frage einer Neuauflage hatte Carisch die Übersetzung Gabriels näher besichtigt, in bezug

auf Sprache und Inhalt geprüft und war zur Überzeugung gekommen, «daß hier nicht allein Besseres möglich wäre, sondern auch notwendig zu geben versucht werden sollte.»

Als Carisch sah, daß sich niemand zur vorgeschlagenen Revision bereit erklären wollte, entschloß er sich, selbst an die Ausführung dieser Arbeit zu gehen.

Gewissermaßen um zuerst eine Probe seiner Befähigung abzulegen, unterbreitete er vor Beginn seiner endgültigen Übersetzungstätigkeit einigen romanischen Amtsbrüdern eine kurze Textprobe zur Prüfung; er hatte dazu die Evangelien in der Gabrielschen Version durchgelesen und mit deutschen und andern romanischen Übersetzungen verglichen, Bemerkungen und Kritik angebracht.

Hernach ging er an die eigentliche Übersetzungsarbeit. Unterlage war ihm der griechische Text; als Hilfsmittel standen ihm romanische, deutsche und auch – was er allerdings selber nicht erwähnt – italienische Übersetzungen zur Verfügung, wie auch verschiedene Kommentare. Den entscheidenden Beitrag lieferten ihm unbedingt die Übersetzungen des Neuen Testamentes von de Wette; auf de Wette stützte er sich, ihm als Kritiker in bezug auf den Text und als Übersetzer in bezug auf die Sprache vertrauend.

Im weitern hatte Carisch sich die Hilfe seiner Freunde *Luci Candrian* in Pitasch und *Baltasar Risch* in Sagogn/Sagens u. a. gesichert. 2¼ Jahre lang dauerte die emsige Arbeit an der Übersetzung. 1856 erschien dann in Chur bei Pargätzi und Felix auf Kosten des Churer Bibelkomitees und der Basler Bibelgesellschaft «*Ilg nief Testament. Editiun nova revedida a corregida, tont sco pusseivel, suenter ilg original grec, da Otto Carisch*».

(Als der Verfasser vorliegender Arbeit im Jahre 1946 eine kirchengeschichtliche Arbeit über die NT-Übersetzung Carischs schrieb, entdeckte er in der Bündner Kantonsbibliothek ein Handexemplar Carischs-Signatur Aa 148 – mit zahlreichen interessanten eigenhändigen Anmerkungen des Übersetzers; ein Quellenhinweis von Bedeutung, den Bened. Hartmann dann gerne in seine Biographie «Professor Otto Carisch», p. 131, aufnahm).

Wie Luther die Unzulänglichkeit der ersten deutschen Bibeln erkannt hatte und in der Folge daran gegangen war, eine leichter verständliche, eine deutschere Übersetzung mit mehr christlichem Gedankengut

als widersinniger Wortgebundenheit zu geben, so hatte Carisch eingesehen, daß der Gabrielsche Text nicht mehr vollauf genüge. Aber Carisch stand vor einer schwierigeren Frage, die sich bei Luther noch gar nicht erhoben hatte: die Version Gabriels, welche Carisch revidieren wollte, hatte sich seit 1648 so sehr eingebürgert, daß sie die eine und einzige Übersetzung in Gemeinde und Haus darstellte.

Die primärste Frage also war jene: durfte Carisch die so tief eingebürgerte Ausgabe von 1648 nun auf einmal gänzlich umwandeln? Schon aus dem Titel, den Carisch seiner Übersetzung gab, geht hervor, daß der Verfasser nicht an eine völlige Neuerung dachte. Vielmehr sollte es sich um eine revidierte und korrigierte Ausgabe der Übersetzung von Luci Gabriel handeln. Größere Freiheit wollte sich der «Revisor» also nicht erlauben; er durfte nicht mit der überlieferten Sprache und Form zu radikal brechen.

Wie gestaltete sich dann die Arbeit Carischs in Wirklichkeit?

Einen bedeutenden Einfluß übte die puristische Bewegung aus, die damals bereits in Graubünden ihre guten und schlechten Früchte reifen ließ. Ein Gabriel war noch darauf bedacht gewesen, von der einfachen Sprache des Volkes auszugehen; somit kam er nicht auf den Gedanken, allzuvielen lateinischen und italienischen Fremdkörper in die Übersetzung aufzunehmen. Hingegen wich Carisch den Latinismen und Italienismen selten aus; im weitern wandte er sehr oft Gerundial- und Partizipialkonstruktionen an.

Vom Standpunkt des Puristen war Carisch wohl den richtigen Weg gegangen; aber er hatte anderseits doch völlig übersehen, daß sein Neues Testament in erster Linie dem gemeinen Volke zugänglich gemacht werden sollte. Er ging weiter als Gabriel... damit aber auch weiter weg vom Volke, für welches doch eigentlich die Bibel bestimmt ist. Er wollte eine sprachlich gepflegte, hochstehende Übersetzung schaffen; populär aber konnte ein solcher Schreibstil nie werden. Sein intellektualisiertes, puristisches Romanisch konnte nicht in den Dienst der direkten christlichen Verkündigung treten.

Carisch hatte den Forderungen der Akkomodation nicht genug Rechnung getragen. Er hatte sein Augenmerk recht einseitig auf die sprachwissenschaftliche Vervollkommnung des Neuen Testaments gerichtet. Er stellte somit – im Gegensatz z. B. zu Luther, Bifrun, Gabriel und andern – nachteiligerweise oft die verba (Worte) höher als die res

(Sache). So konnte seine Übersetzung niemals zu einem Volks- und Hausbuch werden.

War also das Neue Testament Carischs eine mißlungene Übersetzung? Vom theologischen Standpunkt aus ist es in der Beziehung negativ zu beurteilen, als es leider den Anforderungen der reformatorischen Bibelverkündigung – Förderung der direkten Verkündigung – nicht gerecht wurde. Aber es darf nicht übersehen werden, welch großes Positivum dennoch andererseits durch die Arbeit Carischs bewerkstelligt wurde: durch Antistes M. Lutta und andere war in der surselvischen Bibelschreibung große Verwirrung gestiftet worden. Nach den Angaben Carischs hatte Lutta durch eine eigenwillig angewandte Orthographie einen gefährlichen Grundstein zur Verunstaltung der surselvischen Sprache gelegt.

Carisch hat deshalb durch seine Übersetzung des Neuen Testaments – so anfechtbar sie als solche ist – einer drohenden Wirrnis ein plötzliches Ende gesetzt. Obwohl sein Werk nicht Eingang ins Volk fand, so rettete es indirekt die volkstümliche Sprache im Dienste der Evangeliumsverkündigung. Diese Würdigung kommt dem Bestreben und Werk Carischs zu.

«Nova versiun sursilvana»

Die Verbreitung der Übersetzung Carischs in der Surselva und in den mittelbündnerischen Talschaften war wohl recht gering. Trotz der Revision von 1856 bewahrte also die Gabrielsche Version nach wie vor ihre Vorzugsstellung. Im Jahre 1869/70 erschien deshalb das «Niev Testament» von 1648 wieder in nur wenig veränderter Neuauflage und fand zahlreiche Abnehmer.

Leider ist die Vorgeschichte der damals entstandenen «La Bibla u la Sontga Scartira dil Veder a Niev Testament, vertida en Romonsch da la Ligia Grischa» wenig abgeklärt; die Arbeitsvorlagen blieben unbekannt. Im Auftrage der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft wurde die Gesamtbibel 1870/72 herausgegeben; Luzi Candrian in Zillis und Gion Martin Darms in Flims hatten sie besorgt.

Eine Frage drängt sich auf: welche Gründe erforderten schon 13, bzw. 14 Jahre nach Erscheinen der Übersetzung Carischs eine Neuauflage? Die Beantwortung ergibt sich aus folgenden Tatsachen:

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte bereits in vielen Gemeinden, die bisher romanisch gewesen waren, die deutsche Sprache Eingang gefunden und das Rätoromanische teilweise oder ganz verdrängt. Der Schulunterricht wurde vielerorts nicht mehr in der Muttersprache der Jugend, sondern auf deutsch erteilt. Eine systematisch aufgebaute Pflege der romanischen Sprache fand bei den Lehrern nur wenig Beachtung.

Natürlich fehlte es nicht an der Gegenströmung. Es mangelte nicht an jenen, die ihre ganze Kraft einsetzen wollten, um das Rätoromanische zu retten und mit diesem die Muttersprache als Trägerin vor allem des Religiösen und des Evangelischen insbesondere. Ein Carisch war unter diesen; aber leider auch viele andere, die üble Dienste taten... ein Lutta figurierte unter ihnen. Ein Bedeutendes – vor allem im negativen Sinne – leisteten die Puristen: die «Spracherneuerer», die sich zum Ziel setzten, das Rätoromanische zu fördern und zu retten und dabei leider gerade das gesteckte Ziel oft genug verfehlten! Viele von ihnen unternahmen den Versuch, die verschiedenen Idiome zu *einer* Sprache, zu einer ausgeklügelten Kunstsprache zu verschmelzen. Durch das Vorgehen eines J. Anton Bühler aus Domat/Ems und seiner Anhänger wurde dadurch der Auflösungsprozess der rätoromanischen Sprache beschleunigt.

Glücklicherweise fanden diese puristischen Tendenzen und deren Exzesse im Lande zum guten Teil keinen Anklang. Es war dies erstens dem gesunden Sprachgefühl des Volkes zuzuschreiben. Welchen Teil die zwei verschiedenen Bibelübersetzungen – die ladinische und die surselvische – einnahmen, ist schwierig zu erwägen; aber sicher ist, daß gerade auch sie ein bestes Hemmnis für die Unifizierungstendenz waren; es waren doch zwei grundsätzlich verschiedene und selbständige Versionen, entstanden aus tiefstem Glaubenserlebnis und gestaltet in der echten Muttersprache... und eine solche Festung konnte kein Purismus, kein philologisches Experiment nehmen.

Trotzdem der Purismus an verschiedenen Stellen einen bedeutenden Einfluß ausübte, blieb der Kern der Volkssprache unangestastet.

Aus dem volkstümlichen Sprachempfinden heraus konnte darum auch die «Bibla» von 1870 nicht einhellig begrüßt werden. Ihre Verfasser waren in der Entlehnung der Latinismen zu weit gegangen.

Wie bei der Version Carischs, so konnte auch hier die Popularität nicht zu ihrem Rechte kommen. Ja, noch eher als die Übersetzung von 1856 war diese ein Produkt des übersteigerten Purismus; sie stand unter stärkstem Einfluß der Anhänger J. A. Bühlers.

Die Übersetzungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten somit indirekt beigetragen, die Misere, welche in die Sprachwissenschaft eingedrungen war, auch in die biblische Verkündigung hineinzuzerren und die Verbundenheit des Volkes mit der muttersprachlichen Heiligen Schrift zu gefährden. Es mußte eine starke Gegenströmung einsetzen, wenn dem Rätoromanischen seine Echtheit, dem Volke seine Bibel, dem Evangelium sein bestes Gefäß erhalten bleiben sollten. Diese notwendige Reaktion nahm tatsächlich auch zusehends Gestalt an und verband den Rätoromanen wieder inniger mit seiner Muttersprache. Die Verantwortungsbewußten nämlich traten hervor und förderten die Wiedergeburt der «quarta lingua». Das romanische Völklein wurde wieder beseelt von ernstem Behauptungs- und Vertiefungswillen. Selbstverständlich mußte innerhalb dieser gesamthaften Wiederbelebung auch dem Sondergut der biblischen Verkündigung ein erster Platz eingeräumt werden. Einmal mehr wieder mußte sich die These erhärten: das Leben des Romanischen vollzieht sich in der Wechselbeziehung zur religiösen Verkündigung (vgl. Bertogg H., *Evangelische Verkündigung auf rätoromanischem Boden*, p. 6). Innerhalb der großen Perspektiven, in welchen die romanische Sprache wieder zu ihren besten Werken zurückgeführt wurde, mußten – in ganz organischem Werdegang – auch im 20. Jahrhundert neue Bibelübersetzungen entstehen (die ladinische wie auch die surselvische).

Seit längerer Zeit waren alle Ausgaben des Testaments von Gabriel vergriffen; und die andern Übersetzungen taten den Anforderungen des Lesers nicht Genüge.

Inzwischen näherte sich die dreihundertste Wiederkehr des Erscheinungsjahres der ersten Ausgabe des Neuen Testaments von Gabriel! Dies gab Pfarrer *Peter Paul Cadonau* in Trin Anlaß zur Frage, ob nicht «die romanische Ausgabe des Neuen Testaments in einer neuen, dem heutigen Sprachempfinden und Bibelverständnis angemessenen Form möglichst zu fördern» wäre. Cadonau beantwortete die Frage selbst... durch die Tat: er unternahm es, in jahrelanger

Arbeit das Neue Testament und die Psalmen ins Surselvische zu übersetzen. Bereits im Jahre 1939 war im Zwingli-Verlag in Zürich von ihm das «*Evangelii de Mattheus*» als Separatabdruck erschienen. Das gesamte Neue Testament und die Psalmen wurden im Jahre 1954 in Chur (Bischofberger & Co.) veröffentlicht als «*Il niev Testament | Ils Psalms*», Nova versiun sursilvana; Ediziun della Fundaziun Anton Cadonau per cultivar il romontsch ella baselgia reformada dellas valladas renanas.

Sehr wertvolle Beihilfe wurde dem Verfasser – besonders im Prüfen der Übereinstimmung mit dem Urtexte – zuteil durch Prof. *Dr. Hercli Bertogg*, Pfarrer, Lehrer für Geschichte an der Kantonsschule in Chur. Beide Übersetzer blicken heute mit herzlicher Genugtuung auf die vielen Jahre ihrer gemeinsamen mühevollen, minutiösen Arbeit zurück und sind sich vor allem bewußt, welch herrliche Frucht ihr verständiges Miteinander-Arbeiten reifen ließ.

Den Verfassern der «Nova versiun sursilvana» hatten bedeutende Quell- und Hilfsmittel zur Verfügung gestanden: der Urtext, die neuesten wissenschaftlichen Hilfsmittel und letzte anderssprachige Bibelübersetzungen.

Aufs Ganze gesehen, hatte es gegolten, gegenüber der archaischen Gabrielschen Version viel Neues zu schaffen, aber andererseits auch, nicht auf den Pfad sich hinauszuwagen, den ein Carisch als Purist betreten hatte (wiewohl Cadonau es gerade auch der Leistung Carischs gegenüber nicht an Hochachtung fehlen läßt). Die Übersetzer der neuen Version trugen diesen Forderungen gut Rechnung.

Vor allem schenkten sie unermüdlich ihr Augenmerk dem Wortschatz und dem Stil der zeitgenössischen Sprache. Es ging darum, die lebende Sprache und nicht mehr Vieles, was infolge der Tradition der Gabrielschen Übersetzung erstarrt war, beizuziehen. Der Romontsch von heute sollte auch in der Bibel wieder seine Sprache von heute lesen und hören; denn allzulange hatte er unter dem Eindruck stehen müssen, die Heilige Schrift sei ein verstaubtes Buch, da ja deren Sprache selber unter jahrhundertaltem Staub fast unverständlich geworden war!

So mußten Cadonau und Bertogg darauf bedacht sein, die augenfälligen Nachteile der früheren Ausgaben auszumerzen. Und das hieß: viel Schöpferisches leisten; die Konzessionen, welche man zu-

vor noch dem ladinischen Idiom (unter dem Einfluß Gabriels!) gemacht hatte, mußten gemieden werden; Germanismen mußten durch echtes Sursilvan ersetzt werden.

In der Tradition der Übersetzung Gabriels hatte sich sozusagen eine protestantische Schreibweise entwickelt, welche lange genug versucht hatte, sich exklusiv neben der katholischen zu behaupten. Sprachwissenschaft und Alltagssprache aber hatten allmählich die Grenzen überbrückt. Die Verschmelzung zwischen protestantischer und katholischer Schreibweise wurde vorteilhafterweise realisiert. Dieser Tatsache mußte ein Bibelübersetzer konsequenterweise voll Rechnung tragen. So galt es den Verfassern der «Nova versiu», grammatikalisch und stilistisch den neuen Sprachformen nachzuleben.

Cadonau und seine Mitarbeiter wagten damit, erstmals die alttraditionelle Schreibweise zu verlassen und sich allmählich der Schulschrift zu nähern (vide auch: Cadonau P. P. in «Per mintga gi» 1955, p. 34). Es gelang ihnen vor allem auch, der Gefahr zu entgehen, welcher Carisch seinerzeit nicht genügend ausgewichen war: sie schrieben keine zu abstrakte Sprache; sie blieben *verbi divini ministri*, Seelsorger, welche die dem Volke verständliche Sprache sprechen. Wo irgendwie möglich, wurden die geläufigen, echten romanischen Formen und Wörter berücksichtigt. Diese Freiheit sich zu wahren, war wertvoller als Versklavung an ungehobelte Buchstabentreue. Daß hin und wieder bei der dichterischen Form der Psalmen dieses Anliegen ausnahmsweise nicht voll zur Geltung kommen konnte, bestätigt höchstens die Regel.

Nicht unwesentlich ist die Tatsache, daß Cadonau unter anderem bereits auch die neue ladinische Version von Gaudenz und Filli und z. T. die letzte katholische von Carl Fry vergleichend benutzen konnte. Ebenso stand ihm – im Gegensatz zu Filli und Gaudenz – ein wertvoller «Dicziunari» (jener von R. Vieli) zur Verfügung. Zur großen Erleichterung der Lektüre fügten die Übersetzer auf den letzten Seiten der neuen Version einige erläuternde Bemerkungen über den Werdegang der Übersetzung und eine Liste seltener Wörter bei.

Die Finanzierung der Ausgabe des Neuen Testaments und der Psalmen ließ sich gut bewerkstelligen: man konnte die Druckkosten mit Geldern aus der «Anton-Cadonau-Stiftung zur Förderung des Romanischen in der reformierten romanischen Kirche» decken.

Luther hatte zu seiner Zeit den «Buchstabilisten» erfolgreich den Kampf angesagt. Mit Recht hatte er betont: eine wörtliche Übersetzung sei eine Unmöglichkeit, weil jede Sprache ihre eigentümlichen Ausdrucksformen und bildlichen Wendungen besitzt. Dieser Tatsache haben auch die Bearbeiter der neuen surselvischen (wie auch jene der ladinischen) Version gut Rechnung getragen; in ihrer Treue zum Inhalt der Bibel sahen sie sich gezwungen, nicht «Buchstabilisten» zu werden, sondern stetsfort in der adäquaten Ausdrucksform und bildlichen Wendung zu schreiben. Mit Bewunderung denkt man an die zahllosen «sedutas» (Sitzungen), in denen Cadonau und Bertogg und andere über verschiedensten Ausdrücken des Urtextes zusammensaßen, um die entsprechenden inhaltlichen Formen und Wendungen in der romanischen Sprache zu suchen! Jedes Übersetzen ist ja nicht ein einfaches Übertragen der einen Sprache in die andere; vielmehr ist das einzig haltbare Übersetzen jeweils eine Erklärung, eine Verkündigung, direkte Predigt. Die ladinische und surselvische Übersetzung unseres Jahrhunderts sind ein bestes Zeugnis dafür, daß deren Bearbeiter dieses *evangelische* Faktum nicht außer Betracht gelassen haben. Es waren da Prädikanten am Werk, die redlich bemüht und befähigt waren, das göttliche Wort der Heiligen Schrift mit dem echtsten Wortschatz ihrer Muttersprache als ewig-religiösen Schatz in das Volk, in die Gemeinde hineinzutragen.

Am Dies academicus der Universität Basel vom 25. November 1955 überreichte Prof. Dr. H. van Oyen im Auftrage der theologischen Fakultät die Ehrendoktor-Diplome den Pfarrern P. P. Cadonau und Dr. H. Bertogg. So wurde auch diesen zwei unermüdlichen Arbeitern im Dienste der evangelischen Verkündigung die gebührende hohe Ehrung zuteil.

Eine Gegenüberstellung

Es drängt sich auf, einen Vergleich zwischen der Entwicklung der deutschsprachigen und rätoromanischen Bibelübersetzungen zu ziehen. Dabei ergibt es sich von selbst, daß der Werdegang der ladinischen Version zunächst in die Nähe der lutherischen gerückt wird, während die surselvische in ihrer Entstehung eher ein Pendant zur Arbeit Zwinglis darstellt.

Luther hatte vor der Tatsache gestanden, aus einer Volkssprache eine Schriftsprache schaffen zu müssen und dann erst noch die «hebräischen Schriftsteller zwingen, Deutsch zu reden». Wohl hatten Einzelne bereits vor ihm versucht, Deutsch zu schreiben, sogar biblische Texte in die Sprache des Volkes zu übertragen. Aber diese «Vorarbeiten» dienten ihm wenig; er mußte schöpferisch von vorne neu beginnen.

Bifrun stand grundsätzlich auf gleichem Boden; wohl hatten Einzelne schon vor ihm versucht, das Ladinische zur Schriftsprache zu erheben. Aber Bifrun erst tat Schöpferisches. Wie Luther, bediente auch er sich der Alltagssprache seines Volkes, damit er ein Lebe- und nicht bloß Lesewort schaffen könne. Er legte damit den entscheidenden Grundstein zur spätern Entwicklung der Bibelübersetzungen. Interessant ist allerdings festzustellen, daß die nachmalige Entwicklung auf ladinischem Boden einen anderen Weg ging als auf dem lutherischen: die Pionierarbeit Luthers behauptete sich Jahrzehnte, Jahrhunderte lang; ja, sie nahm eine Monopolstellung ein, welche durch die Zeit der Orthodoxie und schließlich durch die Tradition alle andern Versuche modernerer Übersetzungen sozusagen verunmöglichte. Wohl wurden sukzessive einige Neuerungen, Korrekturen vorgenommen, aber der Kern und der Großteil der Schale blieben unangetastet, antiquierte Elemente, unzeitgemäße Ausdrucksformen wurden beibehalten. Man verhielt sich der lutherischen Übersetzung gegenüber konservativ, und sie selber ist darum bis dato – mit all den damit verbundenen Vor- und Nachteilen – als eine konservative Bibelübersetzung zu bewerten.

Entschieden *andere* Entwicklung machte die ladinische Version durch. Wiewohl sie ihre Entstehung gleichen Motiven und Umständen zuzuschreiben hatte wie die lutherische, so wurde ihr später keine konservative Entwicklung zu eigen. Das ladinische Volk sah in einer Bibelübersetzung eines Bifrun – wiesehr es solches opus zu würdigen wußte – nicht ein Werk, an dessen Buchstaben nicht hätte gerüttelt werden dürfen; es stand der Bibelübersetzung entschieden freier gegenüber als das deutsche Volk der Arbeit Luthers. Wohl hielt es die Heilige Schrift sehr hoch in Ehren, aber das bedeutete ihm nicht, daß man es gewissermaßen auch in seiner sprachlichen Kleidung von einer Generation unverändert in die nächste hinübernehmen hätte müssen. M. a. W.: man ließ es sich sehr daran gelegen sein, die Hei-

lige Schrift stetsfort in der leicht verständlichen sprachlichen Form zu besitzen; und das verlangte, daß hin und wieder textliche und sprachliche Neuerungen vorgenommen wurden, sei es dann in Revisionsarbeit, oder daß von Grund auf neue Übersetzungen einzelner biblischer Schriften oder der ganzen Bibel überhaupt geschaffen wurden.

Ein Überblick über die Entwicklung der Bibelübersetzung auf ladinischem Boden zeigt darum, daß hier den Problemen der Akkomodation vollauf Rechnung getragen wurde. Es fehlte nicht an schöpferischen Revisoren und Neu-Übersetzern, welche der Heiligen Schrift jeweils die zeitgemäße sprachliche Form wieder neu schenkten und damit einem wesentlichsten Element der evangelischen Verkündigung vollauf gerecht wurden; sie verhinderten, daß das Wort aus Heiliger Schrift erstarre und als antiquiiertes Relikt mühsam durch Jahrzehnte mitgeschleppt würde; sie sorgten dafür, daß es vielmehr immer wieder neu auflebe, neu ertöne, und lebendig in Kirche, Schule und Haus wirke. Mit der fortschreitenden Zeit, mit der fortschreitenden sprachlichen Entwicklung hielt auch die Verkündigung des Kerygmas Schritt . . . eine Tatsache unermeßlichen Wertes für das Glaubensleben der Evangelischen von der Zeit der Reformation bis heute. Die Reformation als solche erfordert ein stetes Neu-sich-reformieren der Kirche; und innerhalb der Kirche unterliegt die Bibelübersetzung demselben Zwang, wenn sie nicht zum toten Buchstaben werden will. Daß die ladinische Version lebende Verkündigung geblieben ist – bis heute –, zeigt somit erst recht, welch einzigartiges Verdienst ihren immer wieder neu in Erscheinung getretenen Übersetzern zukommt.

Wie sieht die Entwicklung auf surselvischem Boden aus? Es wurde bereits angetönt: in ihrer Entstehung bildet die oberländische Version ein Pendant zur Arbeit Zwinglis, bzw. zur Zürcher Bibel. Zwingli, Leo Jud u. a. standen, als sie an die Übertragung der Heiligen Schrift ins Deutsche gingen, nicht mehr grundsätzlich auf Neuland. Vor ihnen lagen bereits einige Übersetzungsarbeiten Luthers . . . (ja, es zeigt sich, daß der Großteil der Zürcher Bibel dann ein recht wenig veränderter Nachdruck der Lutherbibel wurde). Bonifazius, Stefan und Luci Gabriel fanden grundsätzlich ähnliche Voraussetzungen zu ihrer Arbeit vor: die ladinische Version war bereits geschaffen, in Gebrauch und hatte sich bewährt. Ein sprachverwandtes Werk also lag vor . . .

ein nicht zu unterschätzendes erleichterndes Moment für das Vorhaben besonders Luci Gabriels. Der Ilanzer Prädikant stand nicht mehr vor einem umfassenden Novum wie Bifrun; wie Zwingli, konnte er die Sprache, die sich schon anderwärts bewährt hatte, als gutes Werkzeug ergreifen und versuchen, ob sich mit ihr auf surselvischem Boden dasselbe volkseigene Werk der Bibelübersetzung schaffen lasse, wie es Zwingli und seine Getreuen der Prophezei auf deutschschweizerischem Territorium vollbracht hatten. Das Vorhaben gelang. Wiederum aber ist es aufschlußreich festzuhalten, daß die spätere Entwicklung vorläufig – genau wie bei der ladinischen und lutherischen Version, nur hier allerdings reziprok! – auf surselvischem Boden einen andern Weg ging als den der Zürcher Bibel. Hier war es der Zürcher Bibel beschieden, den Problemen und Anforderungen der sprachlichen Akkomodation offenzustehen; mehrere Revisionen, Neu-Übersetzungen verhinderten eine Erstarrung des Wortes; die Sprache der Texte blieb so bis heute eine lebendige, ein adaptes Mittel in der evangelischen Verkündigung; Zürich war ein klassischer Boden der Bibelrevisionen geworden; die Frucht, die bei dieser unermüdlichen Arbeit heranreife, ist eine der kostbarsten innerhalb der Verkündigung. Leider ging die Entwicklung in der Surselva während Jahrzehnten, Jahrhunderten den gefahrenreichen entgegengesetzten Weg des Konservativismus. Wie im Luthertum die Übersetzung Luthers, so errang in den evangelischen Gemeinden der Surselva das Neue Testament Gabriels eine Monopolstellung. Man wagte nur sehr zögernd, hin und wieder Text oder Sprache den Ergebnissen der neueren linguistischen- oder Quellenforschung anzupassen. Die Gefahr war nicht gering, daß auf diesem Wege die Evangeliums-Verkündigung allmählich arg beeinträchtigt worden wäre. Nicht hoch genug kann darum geschätzt werden, daß zwei surselvische Pfarrer nun endlich den Bruch mit der erstarrten Tradition gewagt und so den Valladas renanas wieder eine Heilige Schrift geschenkt haben, die allein geeignet ist, das Kerygma zu verkündigen, daß es vollumfänglich gehört werde.

Überblickt man die Geschichte der ladinischen und der surselvischen evangelischen Bibelübersetzung, so kann man eine sehr erfreuliche Feststellung machen, die beispielsweise jene übertrifft, die man über die deutschsprachigen Versionen machen müßte:

Ladinische und surselvische Version sind beide aus lebendigem Glaubenseifer und vor allem –gehorsam erwachsen; beide sind als Frucht der direkten Evangeliumsverkündigung entstanden. In ihrer späteren Entwicklung gingen sie getrennte Wege: die ladinische großartig organisch im Dienste der Akkomodation in enger Verbindung mit sprachlichen und textkritischen Wandlungen, die surselvische hingegen beachtete allzulange die Faktoren der Akkomodation nicht und lief deshalb Gefahr, die muttersprachliche Verkündigung in der Ligia Grischa zu zersetzen; glücklicherweise wurde die Gefahr rechtzeitig erkannt und gebannt.

Und so besitzt der Rätoromane heute seine Heilige Schrift: die ladinische in seinem Ladin, die surselvische in seinem Sursilvan. Eine bewegte Geschichte, in welcher die christlich-evangelische Verkündigung ihren harten Kampf kämpfte um die Erhaltung und Vertiefung des Wortes aus Heiliger Schrift, erhielt und vertiefte ihm die Liebe zur Muttersprache, ja eigentlich die Muttersprache selbst.

Luther und Zwingli formten, adelten und retteten die Sprache ihres Volkes, so daß diese Trägerin der höchsten religiösen Werte, der Worte der Heiligen Schrift werden und bleiben durfte, weil umgekehrt diese Volkssprache den Worten und Werten der hebräischen und griechischen Urtexte den dem Volke verständlichen Sinn und Inhalt zu geben verstand.

Sind sich die Leser der ladinischen und jene der surselvischen neuen Bibelausgabe dessen bewußt, daß auch ihre «chara lingua», in der sie nun so leicht und selbstverständlich ihre «Bibla» lesen können, eben nicht nur Sprache ist, sondern kostbarste direkte Verbindung mit den edelsten Werten des gläubig-religiösen Lebens?

NACHWORT

Für das rätoromanische Sprachgebiet gibt es keine Schriftsprache, welche über den verschiedenen Mundarten steht; die Mundarten sind untereinander zu verschieden. Geographische Sonderheiten, konfessionelle und politische Entwicklung verhinderten die Herausbildung einer gemeinsamen romanischen Schriftsprache, bzw. begründeten die sprachliche Zersplitterung und dementsprechend das Herauskristallisieren von mehreren Schriftsprachen.

So entstanden verschiedene regionale Schriftsprachen. Gewöhnlich rechnet man heute mit fünf solchen (oberengadiner und unterengadiner Idiom, Surselvan, Sutselvisch, Surmeirisch).

Es sind Klüfte da, welche nicht kurzweg übersprungen werden dürfen, die aber auch niemand stillschweigend hinnehmen darf. Es sind Klüfte, welche besonders auch den Verkündiger der religiösen und biblischen Botschaft oft vor beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten stellen; ja, gerade er empfindet ob der sprachlichen Zersplitterung eine besonders starke Not. Er sieht, wie einzelne kleine Landstriche sich gegen das Eindringen von sprachlichen Fremdkörpern wehren müssen; er sieht, wie sich Gemeinden oder Täler um Kräftigung der eigenen Muttersprache mühen; er sieht so das Bestreben um Erhaltung des Alten, des Urwüchsigen, des wertvollen Gefäßes, in welches die Vorfahren ihr Kostbarstes gelegt hatten. Aber er sieht ebenso deutlich das teilweise Versagen dieses Kampfes. Er nimmt wahr, wie sich die einzelnen Idiome befehlen und so dem Romanischen als Ganzem schaden; er beobachtet, wie vor allem da und dort die deutsche Sprache obsiegt und das Romanische einengt oder verdrängt; er muß mit ansehen, wie sich die Bergtäler entvölkern, wie die Kultur zerfällt und wie sich die Sprachsubstanz vermindert.

Der um sein sprachlich-kulturell-religiös überliefertes Gut verantwortungsvoll bewußte Romane sieht besorgt, wie Einzelne, Familien, Gemeinden und Täler mehr und mehr die Beziehung zur Muttersprache abbröckeln lassen und verlieren. Und er sieht damit gleichzeitig sein eigenes Anliegen – die Verkündigung der evangelischen Botschaft – vor unermeßliche Schwierigkeiten und vor tiefgreifende Fragen gestellt. Er steht plötzlich vor der Alternative: soll ich weiterhin die Verkündigung in der romanischen Sprache fördern – oder muß ich diese allmählich einschränken und dann ganz auflösen?

An vielen Orten hat er sich für das letztere entschieden. Ein beredtes Zeugnis dafür bilden zwei Sätze aus der Eingabe der Lia Rumantscha an den Bundesrat von 1947, welche besagen:

«Ein trauriges Kapitel bietet die Geschichte der einst so lebendigen romanischen Predigt, die allmählich aus den Kirchen verschwand und in Mittelbünden und im Oberengadin fast zur Seltenheit geworden ist. So mußte mancher Romane lernen, deutsch zu beten!»

Man steht also vor der Tatsache, daß mancherorts die romanische Verkündigung an Boden verloren hat. Die romanische Predigt hat da keinen Platz mehr. Infolgedessen würde auch die Bibel in der romanischen Übersetzung nicht mehr den berufenen Leser finden; denn: wo die Sprache versiegt, hört auch die religiöse Quelle aus der romanischen Literatur auf zu fließen.

Es gibt da nur noch eine zwingende Logik: man darf an diesen Orten nicht mehr versuchen, Altes künstlich aufzufrischen. Eine Neubelebung wird auf diesem Wege nicht mehr möglich sein. Zwar ließe sich gewiß «die Sprache» bis zu einem gewissen Grade wecken und züchten . . . nicht aber jene Sprache, welche zum Religiösen in wunderbarer Wechselbeziehung steht!

Wo die «Verdeutschung» des Einzelnen oder der Gemeinde weit fortgeschritten ist, ist das Romanische nicht mehr die Sprache, welche in die Seele dringt.

Mancher um sein Idiom und um seine damit eng verwachsenen Glaubenswerte kämpfender Romane mußte und muß erleben, wie die deutsche Sprache gefährdend und zerstörend in Gemeinde und Tal eindrang. Er mußte mit ansehen, wie da zwei Welten miteinander in Auseinandersetzung, Ringen und Kampf traten. Er mußte feststellen, wie sich der Bruch in der religiösen und überhaupt in der geistigen Entwicklung unvermeidlicherweise vollzog. Aus der früheren Mehrheit wurde da und dort die Minorität, kleine Sprengel, in denen das romanische Eigengut noch kämpfend ein Schattendasein fristet. Wohl wußte und weiß diese Minorität, daß ihr in den noch kompakten, großen romanischen Gebieten Rückhalt geboten ist und daß sie dort Hilfe und Stütze findet. Und doch liegt eine arge Gefährdung gerade in dieser Zersplitterung; als solche hat sich diese Atomisierung natürlich nicht vermeiden lassen; was sich aber für die *gesamte* romanische Welt gefährlich auswirken könnte, ist das Faktum, daß in Graubünden viele von den genannten «Sprengeln» ihren *Lokalkolorit* zu stark betonen, ihre eigenen Ansprüche erheben, ihre eigenen Interessen über die allgemeinen erheben. Es ist mancherorts eine Eigenwilligkeit da, welche das Gesamtanliegen untergraben könnte. Es spielt da und dort ein Lokalpatriotismus, der gefährlich werden mag.

Auch der Verkünder religiöser Werte, der Prediger und der Bibelübersetzer – und besonders er – nimmt diese Gefahr wahr. Er, wie

kein anderer, weiß ja, daß das Problem der Akkomodation es verlangt, daß man dem Volke in den Forderungen nach direkter Verkündigung in der Muttersprache denkbar weit entgegenkommen muß. Aber er weiß auch um die . . . *Grenzen*, die solchen Forderungen gesteckt werden müssen! Er weiß, daß ein Sprengel in seinen Forderungen zu weit gehen kann; er weiß, daß man einer Minorität auch zu weit entgegenkommen kann; er weiß vor allem auch, daß es bei der direkten Verkündigung um zu ernste, um zu heilige Dinge geht, als daß man sie in ihrer Handhabung zu Mitteln einer Farce machen dürfte. Und «Farce» wird die Verkündigung dann, wenn sie ein allzuleichtes Eingehen auf rein sprachliche Kommodität wird. Es geht nicht an, daß jedes Volksgrüpplein, dessen Mundart da oder dort seine sprachliche Eigenheit hat, Predigt und Bibelübersetzung in eben gerade auch dieser sprachlichen Sonderheit wünscht. Ja, es besteht auch nicht das Recht, daß Gemeinden, in denen nur noch eine verschwindende Minderheit von Romanen lebt, Gottesdienst und Bibelauslegung in ausschließlich oder vornehmlich romanischer Sprache fordern.

Vielmehr ist dem gegenüber zu wünschen, daß das Eine getan und das Andere nicht gelassen werde. Und das bedeutet: dem Deutschsprachigen muß die religiöse Verkündigung in seiner Sprache nahegebracht werden. Der Romane hat ein Anrecht, das Wort aus Heiliger Schrift in seiner Muttersprache zu vernehmen; das wird ihm sehr gut möglich sein, wenn er in einem der großen Einzugsgebiete des Ladinischen oder des Surselvan wohnt. Er braucht da nur mit freudiger Hand zu ergreifen, was ihm glaubensstarke evangelische Prediger und Bibelübersetzer darreichen.

Schwieriger ist die Lage der Romanen, welche in Randgebieten wohnen, wo die religiös-sprachlichen Werte beinahe weitgehend abgebröckelt sind. Ihnen mangelt oft Wesentliches. Aber man möchte ihnen insbesondere zurufen: sie sollten es eben gerade nicht zu ihrem Hauptanliegen machen, über diesen Mangel zu klagen und im Selbstmitleid zu stöhnen und hartnäckig zu beharren auf egoistischen Anliegen, sondern sie möchten großzügig und weitblickend genug sein, um aus den Quellen zu schöpfen, welche in den zwei großen Sprachgebieten – im Ladinischen und im Surselvan – fließen!

Man ist versucht hinzuweisen auf grundsätzlich ein wenig ähnliche Verhältnisse auf deutschsprachigem Gebiet: auch da existieren die

zwei bedeutenden Übersetzungen Heiliger Schrift. Und dennoch fehlt es auch hier nicht am Ruf nach besondern Übersetzungen, die mehr dieser oder jener Mundart entgegenkämen. Versuche wurden hier und da unternommen... Versuche bekannterweise ja auch, zur Gemeinde in ihrem bodenständigen Dialekte zu predigen. Aber man ließ es meistens bei diesen Versuchen bewenden. Der Erfolg war minim. Man hat auch da die Erfahrung machen müssen, daß der Akkomodation Grenzen gesetzt sind, und daß man diese nicht übertreten darf, ansonst man sich zur Farce hinauswagt.

Die Pionierleistungen von Luther und Zwingli sprechen zum Innern jedes Deutschsprachigen die Sprache, die er versteht. Es wird darob irrelevant, welche Mundart der Leser der deutschen Bibel in seinem Alltag spricht.

Die neue ladinische und die neue surselvische Bibelübersetzung sind direkte Verkündigungen an den Romanen; wer aus innerem Antrieb an deren Lektüre geht, wird darin die Botschaft finden, die zu seiner Seele spricht. Die wenigen sprachlichen Unterschiedlichkeiten zwischen seinem Dialekt und der Schriftsprache, in der er liest, fallen nicht mehr ins Gewicht.

Es darf nicht sein, daß von den kleinen Sprachgruppen her der Kampf beeinträchtigt wird, den die großen zur Erhaltung der romanischen Werte führen müssen. Es soll bei der bitteren Tatsache sein Bewenden haben, daß die größten Gruppen heute ihren harten Kampf gegen ein Abbröckeln des religiös-sprachlichen Gutes an ihren Randgebieten führen müssen. Dieses Ringen ist hart und wird von verantwortungsbewußten Kämpen gerungen. Es geht da um die Verteidigung und Beibehaltung der wesentlichen Werte: um Rettung der religionstragenden Muttersprache! Es wird hier dasselbe Ringen fortgeführt, welches mit der Reformation begonnen hatte. Volkssprache und Evangeliumsverkündigung waren damals in engste Wechselbeziehung zueinander getreten. Diese innerste Beziehung aufrechtzuerhalten, ist eine heiligste Aufgabe für jeden mit seiner Sprache und mit seiner Religion verbundenen Romanen.

Vieles hat sich seit der Reformation geändert. Auch der Gegner, gegen welchen der evangelische Romane zu kämpfen hat, ist nicht mehr allenthalben derselbe wie jener der verflossenen Jahrhunderte. Im Kampf der Konfessionen war einst die Sprache als Trägerin des refor-

matorischen Glaubensgutes auf den Leuchter gestellt worden. Diese selben Konfessionen stehen sich heute nicht mehr so unversöhnlich gegenüber. Im Kampfe gegeneinander haben sie sich – was wenigstens den Faktoren der sprachlichen Akkomodation anbelangt – weitgehend versöhnt. Beide haben erkannt, welche unermeßliche Bedeutung in der Wechselbeziehung zwischen Volkssprache und religiösem Gut liegt; und so bemühen sich beide redlich, ihre evangelische Botschaft in der Sprache zu verkünden, die dem Romanen in die Seele spricht.

Anstelle der «Konfessionalisten» aber stehen seit Jahrzehnten andere Fechter auf dem Kampffeld: jene, welche von der *Sprachwissenschaft* aufgeboten worden sind. Es sind sehr viele unentwegtredliche Kämpfer unter ihnen... jene, welche die kulturelle, religiöse und völkerkundlich-einzigartige Bedeutung des Romanischen in all seinen diversen Idiomen erkennen und daran auch gerade diese Vielfalt retten möchten. Als Sprachwissenschaftler leisten sie so Bedeutendes, um Altes zu bewahren und Fremdkörper fernzuhalten; sie sind sich dessen bewußt, daß sie als Linguisten nur sachte und vorsichtig an einer Sprache arbeiten dürfen, welche im Dienste hoher Werte steht. Aber in denselben Reihen stehen leider auch jene, welche am Romanischen allein der romanischen Sprache wegen arbeiten. Es sind die Linguisten, welche übersehen, daß ihre Muttersprache eben gerade nicht nur als «Sprache» geworden ist und darum auch nicht nur als «Sprache», als Rarität oder altehrwürdiges Denkstück, verteidigt werden soll. Sie kämpfen um den Fortbestand der «quarta lingua». Aber sie gleichen dabei oft dem Berufs-Soldaten, der einzig kämpft, weil die Soldateska eben zum Kämpfen da ist. Sie wissen nicht, daß, wer für Erhaltung und Vertiefung des Romanischen ringen will, gleichzeitig mit dem innersten Enthusiasmus ringen muß um Erhaltung und Vertiefung der alten *religiösen* Werte, deren Ausdrucksmittel und Träger die Volkssprache ja ist! Wer also als reiner Sprachwissenschaftler in den Nöten des Romanischen mitredet, *leistet Totengräberarbeit... und das ausgerechnet dort, wo er vielleicht in guten Treuen sogar aufbauend mitarbeiten möchte.*

Es mangelt heute nicht an Unentwegten, die ihren Beitrag leisten möchten, daß das Erbe der Väter getreulich weiter tradiert werde. Aber die Stellungen, welche sie einnehmen, sind sehr verschieden... zersplittert und nicht selten sogar gegen einander gerichtet und des-

halb oft zu schwach! Wären sich diese Kämpfer dessen bewußt, daß es nicht angeht, heute noch für Partikelchen egozentrischer Prägung und für allzu selbstgefälligen Lokalkolorit zu streiten, sondern für das Ganze – vor allem für die Hauptidiome als die bewährten Träger aller rätoromanischen Kulturwerte –, so würden sie das Eine tun, was notwendig ist: statt sich weiterhin intern zu befehden und trennen – sich zusammenschließen und sich fest an das klammern, was ihnen überliefert ist und ihnen von tief im romanischen Eigengut wurzelnden Persönlichkeiten durch die direkte Verkündigung immer wieder neu gegeben wurde und wird.

«Iuncti valemus»: würden sich die Romanen mehr an diese Devise halten, statt (wie es heute leider oft der Fall ist) für jede Mundart Privilegien und für manche Minorität Vorrechte zu fordern, dann müßte man nicht ein Armutszeugnis in alle Welt hinausposaunen, wie: das religiöse Leben der Romanen sei vertrocknet als Folge des sprachlichen Zwitterlebens; die Romanen hätten keine Sprache mehr, die in die Seele spreche . . . (Gangale).

Es ist tragisch im eigentlichen Sinne des Wortes, daß solche Urteile gefällt werden können. Denn Tragik ist es, daß viele Romanen nicht mehr sehen, daß ihr religiöses Leben gar nicht «vertrocknet» ist und daß die Sprache doch wirklich noch lebendig und da ist, welche «in die Seele» spricht! Es ist bitterer Selbstbetrug zu klagen, die alten Werte seien verlorengegangen, während man bloß die Augen und vor allem das Herz auftun müßte, um wahrzunehmen, daß das Gefäß des Ewigen – Sprache und Religiöses in lebendiger Wechselwirkung – noch da ist! Die neuen Bibelübersetzungen sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß alle wirren Strömungen es nicht vermocht haben, das wertvollste Gefäß zu zerschlagen. Gemeinde und Pfarrer müssen nur bereit sein, dieses Gefäß zu ergreifen. Man soll es nicht in der Ferne suchen – nicht bei sprachwissenschaftlichen Eskapaden, nicht beim Klagelied über die «schöne alte Zeit», auch nicht bei einem nivelierenden «Basic-Romanisch»; das Gute liegt auch hier «so nah»: in der noch echten Volkssprache, in der Heiligen Schrift, welche in ihren im Volke entstandenen Übersetzungen diese Sprache spricht und in der unverfälschten Sprache, in welcher Mutter und Vater aus der echten Liebe zum angestammten Idiom und zur Heiligen Schrift zu ihrem Kinde sprechen.

Ein bedeutender Volkskundler hat das Wallis als eine «typisch religiöse Landschaft» bezeichnet. Möchte, wer als Romane in rätoromanischen Talschaften Graubündens daheim ist, nicht vergessen, daß auch er seine geistige, kulturelle und sprachliche Heimat in einer «religiösen Landschaft» besitzt... in einer Landschaft, über die blutige Kriege und Kämpfe hinwegzogen... in einer Landschaft, in welcher unerschrockene Bürger für die tiefsten Werte rangen... in einer Landschaft, wo auch im schlichtesten Dörflein die Kirche emporragt und auf dem schlichtesten Regal die «Bibla» steht... in einer Landschaft, die nur dann sich-selber-treu ist, wenn sie vom *Religiösen* her geprägt bleibt; denn ihr gilt, was einer ihrer tapfersten Vorkämpfer gesagt hat: «Die einzige Rettung ist das Wort und die Treue dem Wort gegenüber». (J. P. Saluz).